



Manchmal scheint der Regen über der Bretagne kein Ende zu kennen. Und manchmal erzählen ein paar nüchterne Zahlen – 30 bis 50 Millimeter Niederschlag innerhalb von 24 Stunden – mehr über die Lage vor Ort, als jede große Rede es könnte. Genau diese Werte meldete Météo-France, als die beiden Départements Finistère und Morbihan erneut in die Stufe Orange für Hochwasser versetzt wurden. Ein Warnsignal, das nicht leichtfertig gezogen wird und der Region einen ziemlich unruhigen Donnerstag beschert.

Bretagne, das klingt für viele nach zerklüfteten Küsten, nach salziger Luft, nach Wind, der so kräftig ist, dass er einem fast den Kopf frei pustet. Doch an diesem Januarwochenende fühlt sich die Kulisse weniger wie ein Postkartenmotiv an, sondern eher wie ein Mahnmal für die Kraft des Wassers. In Pouldreuzic im Finistère ist eine Straße regelrecht weggebrochen – unterspült, zerstört, verschluckt von braunen Fluten. Solche Bilder bleiben hängen. Sie zeigen, was passiert, wenn sich Himmel und Erde kurz zusammentun und der Mensch plötzlich nur noch Zuschauer ist.

Die Wetterlage der vergangenen Tage liest sich wie ein klassisches Winterkapitel der Region: Eine hartnäckige Störung zieht langsam nach Osten ab, hinter ihr reihen sich Schauer ein, doch mit etwas weniger Wucht als zuvor. So beschreibt es der Vorhersagedienst von Météo-France, beinahe mit einem Anflug von Erleichterung – zumindest hinsichtlich der akuten Gefahr stärkerer Regenfälle. Trotzdem bleibt die orangefarbene Karte bestehen. Nicht wegen dessen, was noch kommt, sondern wegen dessen, was bereits passiert ist.

Denn die Böden im Finistère und im Morbihan sind im wahrsten Sinne des Wortes satt. Sie haben genug. Die wochenlangen Niederschläge haben das Erdreich derart durchtränkt, dass jeder weitere Tropfen nicht mehr versickert, sondern direkt Richtung Bachläufe, Flüsse und Küstengewässer wandert. Vor allem die Flusssysteme von Blavet, Odet und Laïta stehen unter Beobachtung. Sie reagieren empfindlich, steigen schneller an als üblich und zeigen deutlich: Wasser nimmt sich seinen Weg, und zwar jetzt.

Vigicrues, der französische Hochwasserdienst, bringt es in seiner nüchternen Fachsprache auf den Punkt: Die Pegel steigen weiter, weil die Böden nichts mehr aufnehmen können. Aus dieser Kombination entsteht die berüchtigte Dynamik, die letztlich zur Entscheidung führte, die Alarmstufe zu verlängern. „Crues importantes“, wie es heißt – bedeutende Hochwasser, die nicht nur ein bisschen übers Ufer treten, sondern potenziell weitflächige Überschwemmungen erzeugen.

Wer die Region kennt, weiß, was das bedeutet. Wenn der Odet anschwillt, frisst er sich gern über Wiesen und Wege, als wolle er sein altes Flussbett aus längst vergangenen Tagen zurückerobern. Der Blavet dagegen steigt breit und schwer, mit einer Ruhe, die fast



unheimlich wirkt – bis er schließlich dort steht, wo er nicht hingehört. Und die Laïta, die sich sonst so friedlich durch Wälder und Feuchtgebiete schlängelt, verwandelt sich rasch in eine Kraft, die Anwohnerinnen und Anwohner ins Grübeln bringt.

Man spürt, wie sehr die Menschen in Finistère und Morbihan mit solchen Lagen vertraut sind – und doch trifft es sie nie beiläufig. In Gesprächen hört man dann Sätze wie: „On s'habitue, mais on ne s'y fait jamais vraiment.“ Man gewöhnt sich, aber es bleibt immer ein Unbehagen. Diese Mischung aus Resilienz und Sorge ist typisch für Regionen, die mit dem Meer und dem Wetter leben, nicht gegen sie.

Gleichzeitig zeigt sich hier die ganze Komplexität unseres Klimas. Die Bretagne ist keine Region, die plötzlich von extremen Wetterereignissen heimgesucht worden wäre – sie kennt Regen, sie kennt Sturm. Aber die Intensität und die Häufigkeit, mit der Starkregen über gesättigte Böden fällt, verändern die Risikolandschaft schrittweise. Das spüren Landwirte auf ihren Feldern, Kommunen in ihren Haushalten und Familien, deren alltägliche Wege plötzlich unpassierbar sind.

Auf den Straßen wird es unübersichtlich. Die Route, die gestern noch befahrbar war, steht heute unter Wasser; der Umweg, der eben noch trocken wirkte, bekommt binnen Minuten einen glänzenden Überzug aus brauner Brühe. Ein Autofahrer in Quimper fasste es so zusammen: „Tu crois que ça passe... et puis non.“ Man meint, es ginge noch – und dann eben doch nicht. Diese spontanen Einschätzungen, oft so trügerisch, sind es, die die Behörden dazu bewegen, eindringlich aufzurufen, Fahrten möglichst zu vermeiden.

Was bleibt, ist ein Donnerstag, der sich mit einer Mischung aus Vorsicht und Routine anfühlt. Die Meteorologen beobachten die Lage, die Flüsse steigen weiter, aber ohne hastige Sprünge. Die Bewohnerinnen und Bewohner warten – auf sinkende Pegel, auf bessere Nachrichten, auf einen Moment des Durchatmens. In der Bretagne zählt man solche Tage nicht nach Dramatik, sondern nach Durchhaltevermögen.

Und bis der Regen nachlässt, arbeitet man sich durch: mit Gummistiefeln, mit trockenen Blicken, manchmal mit einem Schulterzucken und dem vertrauten Satz, der hier fast traditionell geworden ist: „On fait avec.“ Man arrangiert sich. Für den Moment.

Autor: Andreas M. Brucker